

„Als ich später am Tag einen gastlicheren Ort erreichte, eine Mischung aus Cafe, Bar und Lebensmittelladen, glich ich einer wandernden Säule aus Staub und Schweiß.“ Das ist so ein typischer Fermor-Satz. Dicht, uneitel und so atmosphärisch, dass der Leser sofort vom Fernweh befallen wird.

Der 1915 in London geborene Sohn eines Kolonialgeologen fühlte sich in seiner Heimat wohl nie richtig zuhause. Als notorischer Tunichtgut flog er am Ende aus fast allen besuchten Schulen. Selbst ein ihm wohlgesonnener Privatlehrer erkannte: „Er ist eine so gefährliche Mischung aus Kultiviertheit und Verwegenheit, dass man sich Sorgen wegen seines einflusses auf andere Jungen mach.“

Angesichts Zehntausender ständig ausgespannter Regenschirme im Londoner Herbstgeniesel begann der 17-jährige Patrick eines Morgens, wie in Trance einen Rucksack zu füllen: eine Flanellhose und zwei aus Segeltuch, ein Tweed-Jacket, ein paar Hemden und Krawatten, Socken, Pullover, ein Dutzend neue Taschentücher, Waschbeutel, einen Kompass, Taschenmesser, zwei Kerzen, Pfeife, Tabak, Zigaretten, eine Flasche Scotch, einen Skizzenblock, ein paar Landkarten, Notizbücher, Reisepass, Wörterbücher, einen Roman von Aldous Huxley, den Hamlet sowie „die gut eingewickelte, wunderschöne Horazausgabe im Duodezformat, gedruckt im 17. Jahrhundert in Amsterdam.“ Raus. Abmarsch. Give a damn and hit the road. Quer durch Europa, zu Fuß, nach Konstantinopel, Byzanz als Zielort seiner humanistisch erfüllten Träumerseele. Und eigentlich machte er ja nur das, was – zumindest alle Männer – einmal im Leben machen möchten; die große Wanderung, den einsamen Kreuzzug, das ultimative Abenteuer ohne Blick zurück.

Und so schlittert er im Dezember 1933 über den zugefrorenen Rhein, spürt den knirschenden Schnee unter seinen Stiefeln im Ulmer Fischerviertel, genießt es in deutschen Weinstuben, bei ein paar Schoppen seine Notizen zu machen, betrachtet in der behaglichen Wärme des Münchner Hofbräuhaus wie ein

SIR WANDERLUST

PORTRAIT VON PATRICK LEIGH FERMOR,
DEM GURU DER REISESCHRIFTSTELLER, DEM
VERWEGENSTEN ODYSSEUS, DEM BOTSCHAFTER
DER WAHREN LEVENTIA

von Wolf Reiser, Travellers World

Trupp SA-Quadratschädel „Lore, Lore, Lore“ singt und dazu im sich steigenden Rhythmus die Maßkrüge auf den Holztisch schlägt. Für den eher unpolitischen Briten sind dies Komparsen eines amüsanten Schauspiels und kaum weiterführender Gedanken wert. Er nächtigt in Kuhställen und auf Strohmatten, hungert und friert im Glück der Wanderlust. Gelegentlich helfen Empfehlungsschreiben weiter und öffnen den Tramp die Portale barocker Schlösser, in denen er sich erholen kann.

Schritt für Schritt geht seine Winterreise voran, weiter nach Wien und Bratislava. Am Hafenkai der Donau stellt er lakonisch fest: „Wenn das Wasser zu Eis wird und dabei sein Volumen ausdehnt, lässt es Schiffsrümpfe wie Walnüsse zerbersten.“ Sätze dieser simplen herodotischen Kraft begegnen uns später bei Heroen der On-the-road-Literatur wie Bruce Chatwin, Paul Theroux oder Wolfgang Büscher wieder, die sich alle auf ihre Art vor dem Werk Fermors verneigen.

Als er viele Jahrzehnte später diese Reise in literarische Form bringt, verhilft er quasi im Alleingang dem Genre der Reiseliteratur zu neuer und höchster Qualität. Auf dem angelsächsischen Buchmarkt ist Fermor spätestens seit den 70er Jahren Kult. 2004 wird er von der Queen für sein Jahrhundertwerk geadelt.

Im Frühjahr 1934 aber geht er seinen Weg weiter und wandert. Er verdingt sich als Portraitzeichner, hilft Penicillinschmugglern aus der Patsche, wartet geduldig in Postämtern auf ein paar frische britische Pfund und Briefe, fischt Forellen vor seinem Zelt, sammelt Beeren und Waldpilze, duscht in mondänen Palästen, trifft Grafen und Ganoven, stöbert tagelang in den Archiven opulenter KuK-Bibliotheken, lässt sich ohne nennenswerte Gegenwehr in amouröse Abenteuer mit ungarischen Bauernmädchen ein – was die Abschiede manchmal erschwert.

Unbeschwert nomadisiert er weiter durch märchenhafte Urwälder, trostlose Hochebenen, blühende Felder, endlose Weiten, durch Hitze, Regen, Winde. Er singt neu gelernte Zigeunerballaden, dichtet absurde Verse in die Luft, er jubiliert; er leidet, er schweigt und spricht mit allerlei Dämonen. Mehr als der Sex in den Cities verleiht ihm das augustinsche „Solvitur Ambulando“ Flügel: „Alles klärt sich durch das Gehen/Du findest die Antwort, sobald Du aufbrichst.“

Es ist ein sehr heißer Spätsommertag in Kardamili, ein idyllisches, peloponnesisches Hafendörfchen, in dem sich die Fermors Ende der 60er eine zauberhafte byzantinisch-provençalische Villa bauten. Schon 1958, als Georgos Katsimbalis, der legendäre „Koloss

von Maroussi“, ihm das Grundstück für den Gegenwert einer Ziege vermittelte, meinte Fermor: „Es ist so schön hier, dass man fast den Tod vergessen könnte.“

Ich arbeite mich durch Zypressen, Ölhaine und Zitronenbäume, deren Früchte die Größe von Kürbissen erreichen. Alles duftet nach Rosmarin, Orangenblüten, Fresenien, Thymian und der bittersüßen Zistrose. Zikaden sägen, Vögel zwitschern und aus der Ferne meldet sich das Megaphon eines ambulanten Rotbarben-Händlers. Weiter unten leuchtet das changierende Türkisblau, Iris- und Smaragdgrün des Messinischen Golfs.

Die Türen sind für mich geöffnet. Der erste Blick: lichtdurchflutete Arkaden und Erker, ein venezianischer Tisch, attische Amphoren und Vasen, lässige Sitzcken und Diwane, indische Skulpturen und ein großmäuliger Kamin mit verkohlten Überbleibseln. An den beigewarmen Kalksteinwänden hängen Ölbilder des griechischen Malers Nicolas Ghika (1906-1994) und jede Menge Fotos, Karikaturen und Illustrationen. Überall sind Bücher, Lord Byron natürlich, Swift, Milton, Dickens, Goethe, Hölderlin, Balzac, Proust, Shakespeare, Dostojewski, Tolstoj, in Regalen, ausgebreitet, aufgestapelt, Rohstoff, work in progress, herzerfreuend chaotisch, wie es sich gehört für ein Freudenhaus des wilden Geistes.

„Wodka Tonic oder Whisky Sour?“, wird die mittägliche Getränkeauswahl auf das Angenehmste eingegrenzt. Wir reden zunächst über die sehr spezielle Beziehung zwischen ihm und Bruce Chatwin. Die beiden lernten sich 1970 kennen, also kurz bevor – jeder für sich – schriftstellerischen Weltruhm errang. Für Chatwin war Fermor sowohl künstlerische Leitfigur wie väterlicher Freund. 1985 suchte der damals bereits unheilbar an Aids erkrankte Jüngere für einige Monate seine Nähe des und vollendete im Nachbarhaus sein viel diskutiertes „Traumpfade“-Buch, 39 Episoden über die Mythen der australischen Aborigines. Nebenbei surfte er in Fermors Privatbucht, durchwanderte die zauberhaft karge Halbinsel Mani, feierte mit den Einheimischen jede neue fertig gestellte Seite, empfing illustre Gäste.

Und heckte wohl schon damals mit Fermor aus, dass Chatwins Ehefrau Elisabeth eines Tages die Asche ihres Mannes nach Griechenland schmuggeln sollte. Am 15. Februar 1989 also war es soweit. Kurz nach Chatwins offizieller Bestattung in London, veranstaltete eine kleine Gruppe die zwei-stündige Prozession von Fermors Haus hoch in die Berge zu der winzigen Agios Nikolaos-Kapelle von Exochori, wo die beiden Edelnomaden viele stille Stunden verbracht hatten. „Bruce war ein verrückter Wanderer, ein seltsamer Vogel, ein Harlekin in Siebenmeilenstiefeln.“ Es war ein herrlicher Spätwintertag und es wurde eine heitere, würdevoller Abschiedsfeier vom geliebten Freund. „Leicht möge die Erde auf ihm ruhen“, beendete Fermor damals die Zeremonie.

Wir trinken noch etwas Weißwein. Sir Patrick deutet etwas zerknirscht auf Chatwins berühmte zerkratzte 51-er Olivetti-Schreibmaschine, in die er nun auf seine ganz alten Tage den letzten, dritten Teil seiner jugendlichen Wanderlust-Erinnerungen hacken soll: „Weil meine Lektoren in letzter Zeit behaupten, meine Handschrift nicht mehr lesen zu können, muss ich seither meine Manuskripte damit schreiben. Tolle Freunde, nicht wahr?“

Ich betrachte vergnügt diesen 90plus Machogreis mit seinem welligen silbergrauen Haar und dem unzerstörbaren Lausbubenlachen. Ein BBC-Reporter beschrieb ihn einmal treffend als „verwegene Mischung aus Indiane Jones, James Bond und Graham Greene.“ Er springt, je nach Thema, von englisch zu deutsch, von griechisch zu italienisch, von französisch zu spanisch. Wir plaudern über die Besonderheiten der neckarschwäbischen Romantik, seinen Londoner Flirt mit Marlene Dietrich und seine tiefe Freundschaft mit Lawrence Durrell, bis, ja bis ihm die Hausdame eindringlich die Uhr vor die Nase hielt. Siesta! Abmarsch! Das Buch mit seiner Widmung und der spontanen Buntstift-Zeichnung liegt seither auf meinem Schreibtisch.

Am Neujahrstag 1935 erreicht Fermor Konstantinopel. Wenig später feiert er auf dem heiligen Klosterberg Athos seinen 20. Geburtstag. Eher halbherzig ist er auf dem Rückweg nach England, als er in Athen die zwölf Jahre ältere, rumänische Prinzessin Balasha Cantacuzene kennenlernt. Die Herzen stehen in Flammen. Ein halbes Jahr verbringen sie in einer Wassermühle nahe Epidaurus. Sie malt Aquarelle, er bearbeitet seine Reisenotizen, ihr Leben ist ein Fest. Später ziehen sie für zwei Jahre in ihr Familienschloss in Baleni mitten in der Walachei, wo es natürlich keinen Strom gibt, aber Butler und zwei bildschöne Schwestern. Die eine bringt ihm das Schachspiel bei, die andere das Jagen, nebenbei verschlingt er die gesamte russische und französische Literatur und führt das opulente Leben eines Turgenjew-Fürsten. Hitlers Polen-Einfall beendet die glücklichste Zeit seines Lebens. „Das Ganze wird ein Picnic zu Pferde,“ verkündet er zum Abschied. „In sechs Monaten bin ich bei Dir zurück.“ Wiegesagt: Politik ist seine Stärke nicht.

Seiner exzellenten Sprachenkenntnisse wegen landet er auf einer ziemlich hohen Ebene des britischen Spionagewesens. Über Irland und London führt sein Weg nach Albanien und Griechenland. Als dort 1942 die Deutschen einfallen, wird er Chef einer kleinen SOE-Brigade (spezial operations executive), die sich per Fallschirm im kretischen Gebirge absetzen lässt, um dort mit den lokalen Partisanen zusammen den deutschen Besatzern das Leben zu vermiesen. Unter dem Tarnnamen Michalis verbringt er 17 Monate lang als Schafhirte verkleidet in den Hochebenen und Schluchten zwischen Glut-hitze und Eiseskälte und in ständiger Lebensgefahr.

26. April 1944, 21 Uhr, eine kurvenreiche Straße zwischen Heraklion und Knossos. Der deutsche Majorgeneral Heinrich Kreipe, Kommandant der 22. Infanterie-Einheit und Oberbefehlshaber über Kreta lässt sich in einem Opel zu seiner Villa Ariadna fahren. Plötzlich treten fünf Männer in deutschen Uniformen aus dem Olivenhain und täuschen eine Routinekontrolle vor. Zügig wird der Fahrer bewusstlos

geschlagen und in den Straßengraben gelegt, Kriepes auf den Hintersitz verfrachtet und von drei mit Messern bewaffneten Undercover-Agenten zum Schweigen überzeugt. Fermor, frisch rasiert und mit einem zackigen Kunstschнауzer verziert, setzt sich Kriepes Generalhut auf und weist den neuen Fahrer an, zurück nach Heraklion zu fahren. Dank seines seit 33 in München perfekt einstudierten Nazigrüßes und eines chaplinesken Kasernenhofdeutchs passieren sie problemlos 21 Checkpoints. Am letzten Hindernis, dem Westtor Heraklions, werden sie angehalten. Fermor entsichert leise seine Pistole. Minuten vergehen. Dann ertönt das erlösende „Gute Nacht, General.“

Es folgen nervenzerfetzende 14 Tage und Nächte. Nachdem sie den Wagen in der Macchia versteckt haben, geht es zu Fuß von Höhle zu Höhle, durch Gestrüpp und verlassene Dörfer. Wozu das Räuberstück denn diene, will Kriepes wissen. „Der Moral,“ antwortet Fermor. „Um eure zu schwächen und die griechische zu stärken.“

Kurz bevor sie am 14. Mai an der Südküste die rettende Barke hinüber ins libysche Mersa Maluth nehmen, sitzen die beiden Männer bei der Morgenrasur vor der kolossalen Kulisse des Ida-Gebirges. Da murmelt Kriepes gedankenverloren einen Horaz-Vers vor sich hin. Ausgerechnet den geliebten Horaz. Fermor ist platt und spricht die letzten sechsten Strophe der Ode weiter. „Ach so, Herr Major“, staunt Kriepes. „Darauf meinte ich: Ja, Herr General. Er war nach wie vor mein Gefangener, und ich habe ihn tatsächlich nach Libyen gebracht. Aber von diesem Moment an war unser Verhältnis freundlich. Wir hatten aus derselben Quelle getrunken.“

Bis heute wird „Michalis“ Fermor in ganz Griechenland für seinen Partisanenakt geliebt und verehrt. Er gilt dort als der einzige Ausländer mit wahren „Leventia“ – womit speziell die Kreter Mut, Kraft, Heiterkeit, Lebenslust, Großzügigkeit und Menschenliebe beschreiben.

1949 bereist er mit seiner späteren Frau Joan Eyres Monsell (sie heiraten 1960) ein halbes Jahr lang die Karibik, Guadeloupe, Trinidad, Jamaica, Haiti, von wo er dem Leser u.a. eine mitreißende Erzählung über eine Voodoo-Zeremonie mitbringt. Sein 650-Seiten-Buch „Der Baum des Reisenden“ ist weder Reiseführer noch -dokument; es ist ein stilistisches Meisterwerk, eine sinnliche Offenbarung, pure Lesefreude, reich, bunt, heiter, gelassen, spröde und selbstironisch und bar der kolonialen Arroganz vieler britischer Kollegen. Die Endfassung erstellt er Jahre später bei seinen Rückzügen in die Stille französischer Klöster, wo er – abgekapselt von Whisky, Frau und Party-Smalltalk – sein Leben mit dem Mönchen teilt und sich mit wachsender Begeisterung an die Einsamkeit der Zelle gewöhnt.

Anschließend reist das Ehepaar Fermor quer durch Griechenland, zu Fuß, versteht sich oder auf dem Rücken von Eseln und an Bord kleiner Kaikis. Sein „Mani“-Buch gilt als Meisterwerk der modernen Reiseliteratur und macht ihn endgültig zum Fürsten des Genres. Als zufälliges Nebenprodukt führt ihm diese Reise eben jenes Haus zu, in dem er erstmals echten Halt spürt. Hier findet er die Ruhe und Muse, die Berge seiner Notizen und Skizzen auszubreiten, das verstaubte Kino seiner Erinnerung anzuwerfen und all die Stationen und Bilder seiner faszinierenden Jugendwanderung aufs Papier zu bringen.

Vor lauter Freude darüber wirft sich der 62-jährige in die Dardanellen und durchschwimmt die selbst für gestandene Frachterkapitäne furchterregenden Strömungen des Hellespont hinüber an die asiatische Küste. Dies war aber auch eine Liebeserklärung an Lord Byron, der diesen Gewaltakt im Mai 1810 als 22-jähriger bewältigte. Während der Jungpoet damals fünf Tage ins Fieber fiel, genehmigte sich der ältere Herr nach den drei Stunden einen trockenen Gin-Cocktail. Ein Foto auf dem Kaminsims seiner Villa erinnert daran, wie ihn dabei seine Frau Joan auf dem Boot begleitet, gelegentlich ihre Lektüre unterbricht und ihm ein zärtliches „Come on, baby!“ zuhaucht.

Der größte, lebende Reiseschriftsteller unserer Zeit sitzt also in diesen Tagen wieder in seinem Kardamili-Elyseum vor der Olivetti und hadert ein wenig mit den Tücken des Alters. Manchmal fällt ihm der Name Churchill nicht ein, dann weiß er nicht, wo er das verdammt Hörgerät hingelegt hat, der Herzschrittmacher nervt beim täglichen Bad in seiner Bucht da unten und an manchen Tagen nerven von weither angereiste Fans mit Fragen und Autogrammwünschen. Und dabei erwartet doch alle Welt, so mag er die Last empfinden, den dritten Band wie Kinder den Weihnachtsmann.

Was hinterlässt er uns? Er hat vermutlich jenes alte Europa als letzter Mensch durchmessen, bevor es zu Schutt und Asche zerfiel. Er zeigt seinen Lesern wie man sich der Welt nähern kann, furchtlos und voller Neugier auch auf die noch so nebensächlichsten Details. Er erinnert uns, wie reich und faszinierend das Leben sein kann, wenn man die Sinne aktiviert. Und mitten in seinen manchmal recht ausschweifenden und gelehrigen Führungen bricht immer wieder dieser cool-distanzierte Witz durch, dieser prächtige Sinn für Unsinn und die Sympathie für das Banale. Wenn man einmal Fermor gelesen hat, reist man anders. Freier, reicher, schöner...

